

BAUDELAIRE, DICHTER UND BETER

Ein soeben erst veröffentlichter Brieftext, der die ganze seelische und religiöse Problematik Baudelaires aufwühlt, gibt den Anlaß, in knappen Umrissen zu zeigen, wie der größte Lyriker des modernen Frankreich zum Gebet steht.

Immer wieder finden sich Leser und Kritiker in dem vieldeutig schillernden Werk dieses echt modernen Geistes nicht zurecht. Sie schauen zu einseitig auf das Dekadente, auf das gewollt Abseitige und Gruselerregende, das zum Teil nur Tiefenschichten im Sein des Dichters vorbehalten und sichern sollte gegen die Zugriffe einer alles banalisierenden und materialisierenden Zeit. Sie übersehen wichtige Einsprengsel, überall zerstreute Bekenntnis- und Erkenntnisstücke, weil sie sie selber nicht „realisieren“ können. Wie die Sinnbilder an den Trümmerstücken eines Domes vom gelebten Glauben des Christen her tiefer, umfassender verstanden und ergriffener gewürdigt werden, so auch gewisse christliche Rück- und Neuansätze Baudelaires. Mögen einige davon auch zu den „*Te Deums*“ gehören, an welche die feile Muse „nur mit halben Herzen glaubt“; andere, auch aus der ungläubigen Zeit, sind wenigstens als Gefühlserinnerung echt; viele sind in ihrem vollen Herzensklang eindeutig und eindrucksvoll.

Auf jeden Fall beweisen diese Stellen in ihrer Abfolge und zunehmenden Häufigkeit, daß der Dichter eine charakteristische Entwicklung durchgemacht hat. Diese wird durch eine Textänderung beleuchtet, die er 1866 an einem der „Kleinen Prosagedichte“ vornahm. Hier sprach der Gottentfremdete ursprünglich von dem Gebet als von „einer *dummen*“, der besinnlicher Gewordene von „einem Rest *guter* Gewohnheit“.¹⁾

Es gibt eine Reihe von Texten, die bezeugen, daß Beten für den reiferen Dichter etwas Ernstzunehmendes und Heilsames wurde.

Es sind meist Bruchstücke aus der leidvollen Einkehrstimmung der letzten Jahre, in denen sein gelebtes Leben ihn immer häufiger angegrinst haben mag wie ein verwüstetes Land und die christliche Hoffnung ihn doch von „neuen Blüten“ träumen ließ (vgl. „Der Feind“²⁾). Sie tragen gewiß da und dort noch die Spuren seines verwirrten und verweltlichten Denkens. Doch nimmt ihnen das nichts von ihrer Bedeutsamkeit. Und im übrigen weiß er ja genau, daß er in diesen Dingen auf theologische Rechtgläubigkeit keinen Anspruch machen darf. „Ich will mich nicht abenteuerlichen Geistes auf das Meer der Theologie begeben, für das ich zweifellos weder mit Kompaß noch mit hinreichendem Segelwerk ausgestattet bin.“²⁾ Dementsprechend sind im

¹⁾ Vgl. *Petits Poèmes en prose* (Oeuvres, Conard 1926), S. 321.

²⁾ *Curiosités esthétiques* (Conard), S. 371.

folgenden gewisse Ausdrücke theologisch auf ihr richtiges Maß zurückzuschrauben.

Baudelaire ist kein Freund pantheistischer Stimmungsreligiosität, die im Grunde über Ich-Empfindungen nicht hinauskommt. Er kennt „die Schauer des Geheimnisses“, dem der Mensch überall verfällt („Der Deckel“), aber er fürchtet die Gottlosigkeit und ihren ersatzgläubigen Spuk. Er weiß, daß von Gebet nur die Rede sein kann, wo ein *persönlicher Gott* geglaubt wird und eine *unsterbliche Seele* in ihm ihr großes Gegenüber, ihren „ewigen Vertrauten“ erblickt. Alles nach idealistischer Weise in „Werden“, „Beziehungen“, „Funktionen“ aufzulösen, schien ihm grauenvoll. Er will im Reich der „Zahlen“ und „Wesen“ bleiben (vgl. „Der Abgrund“). Deshalb haßt er die Romantik — soviel an ihm romantisch sein mag — weil sie bewirkt, daß die Sonne Gottes sich zurückzieht und „die unwiderstehliche Nacht ihre schauervolle Herrschaft aufrichtet“ (vgl. „Der Untergang der romantischen Sonne“). Denn in der verborgensten, allzu lange verschütteten Kammer seines Herzens will er, daß die Sonne bleibt und die Seele kein „eitles Spielzeug“ wird („Das Unvorhergesehene“). Denn der Mensch ist seinem Wesen nach nicht primär der Moral oder dem Fortschritt zugeordnet, sondern Gott, er ist „*memento divin*“. Er betet, d. h. er folgt dem Grundtrieb seiner Seele: Er gedenkt Gottes. Gott ist „das höchste Freundeswesen für jeden einzelnen“, „der gemeinsame, unerschöpfliche Behälter der Liebe“, daher ist das „Gebet: Liebe (zu Gott und dem Nächsten), Weisheit und Kraft. Ohne die Liebe bin ich nur eine tönende Schelle“. Liebe ist ihrem Wesen nach „das Bedürfnis, aus sich herauszutreten“. Sie „darf nicht albern von Gott abgezogen und den Geschöpfen zugewandt werden“. Um den Richter günstig zu stimmen, „wenn der schreckliche Tag der strengen Gerechtigkeit erscheinen wird“, hat der Mensch, so heißt es in dem Gedicht „Das Lösegeld“, zwei Felder zu bebauen: die Kunst und die Liebe. Damit muß er seine Scheunen angefüllt haben, so schwer es ihn auch ankommen mag. Dem „Empörer“ sagt sein guter Engel:

Zu lieben hast du ohne Mundverzerren
Wer arm und schlecht und blöd und lahm dir naht,
Damit du breiten kannst vor Gott dem Herrn
Den Ehrentepich deiner guten Tat.

Im Text heißt es christlicher:

*Pour que tu puisses faire à Jésus, quand il passe,
Un tapis triomphal avec ta charité.*
So ist die Liebe, eh dein Herz verflache
An Himmels Herrlichkeit es neu entfache!
Das wird dir Wollust wahr und ewig sein. (George.)
Tel est l'Amour! Avant que ton coeur ne se blase
A la gloire de Dieu rallume ton extase!
C'est la volupté vraie aux durables appas!

Die höchste Form des Gebetes ist die Anbetung. „Anbeten heißt sich opfern und preisgeben.“ „Die Anrufung Gottes oder die Geistigkeit ist die

Sehnsucht, höher zu kommen (monter en grade).“ Es ist die Gegenbewegung zu dem, was in uns zum „Satan“ drängt; es hat Freude an dem Absteigen, es lauert im Tierischen (animalité) in uns.

Freilich erst spät sieht der Dichter ein, daß nicht wollüstiges Sichgehenlassen, sondern seelische Zucht und sittliches Wollen diesem Beten eingebaut sein müssen.

„Erkenne und nütze die Wohltaten (jouissance = Genuß und Nutznießung!) eines strengen Lebens und bete, bete ohne Unterlaß. Das Gebet schafft dir Vorrat an Kraft. (Altar des Willens. — Dynamik des Sittlichen. Das Zauberwerk der Sakramente. — Hygiene der Seele.)“ „Im Gebet steckt eine magische Operation. Das Gebet ist eine der hohen Mächte des geistigen Kräftespiels (dynamique intellectuelle). Es steckt sozusagen elektrische Rücklaufkraft drinnen.“ Man sieht, wie der Dichter die geheimnisvoll wirkende Gnadenkraft des Gebetes vergeblich mit Worten wie Magie, Zauber, Elektrizität, auszudrücken versucht. Ob er sich dabei bewußt war, wie unzulänglich, wie irreführend diese Bezeichnungen sind?

Er glaubt an die Allmacht des Gebetes und hebt sich von *Renan* ab, der „es lächerlich findet, daß Jesus an die Allmacht des Gebetes und des Glaubens, selbst an die materielle, glaubt.“

Baudelaire hat sogar Verständnis für den Rosenkranz, von dem er sagt, er sei „ein Medium, ein Beförderungsmittel, das allen zugänglich gemachte Gebet“. Er läßt das „enterbte Kind“, das er selber ist, auf seiner Pilgerfahrt singend sich berauschen „am Kreuzweg“ („Segen“). Er kennt den gesetzmäßigen Aufbau des Tagesgebetes und sucht, sobald „die Phase des Egoismus“ vorüber ist, sein Leben in christlichem Sinne zu gestalten. Er weiß, daß es höchste Zeit ist. Der Dichter ruft Gott zum Zeugen an, daß er nun für immer „alle Morgen sein Gebet verrichten wird zu Gott, *der alle Kraft und alle Gerechtigkeit in sich begreift, zu Marietta* (der alten frommen Magd seiner gläubigen Jugend) *und zu Poe* (seinem Lieblingsdichter) als Fürsprecher; beten, damit sie mir *die nötige Kraft* vermitteln, alle meine Pflichten zu vollbringen und meine Mutter *solange am Leben lassen*, daß sie an meiner Umwandlung Freude hat; den ganzen Tag... alle Abende ein neues Gebet, bei Gott um Leben und Kraft für meine Mutter und für mich zu bitten...“ Vom Morgenbetet heißt es noch: „Sofortiges Gebet vor dem Anziehen.“ „Abgekürzte Weisheit, Anziehen, Gebet, Arbeit.“ Das Abendbetet vergleicht er mit einer militärischen Maßnahme: „Der Mensch, der sein Abendbetet verrichtet, ist ein Heerführer, der Schildwachen ausstellt. Er kann gut schlafen.“

Dem *Ζῶον πολιτικόν* stellt also Baudelaire das animal adoreur entgegen: „Der Mensch ist ein Wesen, das anbetet.“

Aber bei all dem ist doch auch deutlich, daß er nur die *Tatsache* des mystischen Aufschwungs der Seele zu Gott kennt, sie jedoch nicht oder nur unzulänglich zu *vollziehen* vermag. Er, der es wieder wagt, seiner materialistischen Zeit das Wort „Sünde“ ins Gesicht zu schleudern, der sich, was mehr ist, als „Sünder“ fühlt und bekennt, ermißt, wie notwendig er es hat, im Gebet gnadenvoll emporgehoben zu werden. Wie soll er sonst von dem „düstern

Feind, der uns am Herzen schlürft“, befreit werden? Und doch, „die mystische Nahrung“ will nicht gedeihen auf dem Boden einer Seele, die von tausend Stürmen zu öder Gerölllandschaft ausgespült ist:

Et qui sait si les fleurs nouvelles que je rêve
Trouveront dans ce sol lavé comme une grève
Le mystique aliment qui ferait leur vigueur?

Die Übersetzung Georges ist poetisch schön, aber sachlich unzulänglich, weil sie das im Worte mystique Liegende nicht zum Ausdruck bringt.

„Doch ob ihr neuen Blumen, die ich träume,
In diese ausgespülten Flächenräume
die Nahrung findet, deren ihr bedürft?

Immer wieder macht man die Feststellung, daß man bei Baudelaire „die satanische Gegenwelt, die unter aller Schönheit lauert“, zu ausschließlich ins Auge faßt und die spirituellen Ansätze nicht zur Geltung kommen läßt oder geringschätzt.

Aller mystische Aufschwung bleibt Ansatz, weil er nur erstaunt und ersehnt, nicht sittlich unterbaut, weil allzu viel Seelengut zerstört ist; bleibt schwach, unlebendig, daher untröstlich; bleibt Gebeterinnerung, ewig von Rückfällen bedrohte Gebetssehnsucht; bleibt — menschlich.

Sein mystischer Aufschwung vollzieht sich, wie *Helmut Hatfeld* einmal das stilistische Phänomen umreißt, immer wieder „in der Form einer flimmernden Bildumkreisung, die das Bild nie greifbar werden läßt.“⁹⁾

Aus dieser Sehnsucht nach wirklichem Gebet, nach festeren, dichteren Gebetsformen inmitten des wüsten Larvengewühls, das seine gequälte Seele erfüllt, wird das auf den ersten Blick seltsame Lob der Frömmigkeit verständlich, das aus dem Jahre 1859 stammt: Ewig kostbar ist die Frömmigkeit, denn „Trauer liegt über ihr und bis ins Kleinste ist alles ausgearbeitet darin“. Es ist auf der Ebene des Mystischen dasselbe, was Goethe aus gestaltloser Innerlichkeit nach Süden zog, was Psichari in der Wüste seufzen ließ: „Zeige uns einen Weg, der uns irgendwohin führt, der uns ein Ziel sichert“ („Die Stimmen in der Wüste“). „Trauer“ aber ist Grundstimmung seines an Pascal genährten Herzens und Grunderfordernis seiner Ästhetik.

Aus dieser die Wirklichkeit des Gebetes ewig umkreisenden Sehnsucht gestaltet sich auch die gewaltige Schau am Ende der „Leuchttürme“: Er sieht die Flüche und Lästerungen der Menschen, aber auch ihr Klagen und Rufen, ihre Verzückungen und Lobgesänge. Er nennt es zunächst im Gegensatz zu dem Folgenden, wie so oft mit sich selbst uneins, „ein göttlich berauschendes Gift“ (un divin opium). Dann schildert er die *mystische Landschaft*, wie sie sich unsichtbar aufbaut dank dem millionenfältigen Rufen der Menschen, „die in den großen Wäldern verirrt sind“: Ein „Leuchtturm“ beherrscht sie, der „flammt über tausend Basteien“; „*Schildwachen*“ sind ausgestellt, die sich ein geheimnisvolles „*Losungswort*“ zurufen. Was ist aber der Sinn des „heißen

⁹⁾ Stilschöpferische Kräfte in der Religiosität Baudelaires im „Archiv für das Studium der neueren Sprachen“ (1931). S. 86.

Schluchzens“, das aus den Wäldern dringt und von den Schildwachen weitergegeben wird? Es ist wirklich die beste Weise, in der wir unsere Würde bezeugen: Von Äon zu Äon rollt sie dahin und stirbt erst, o Herr, am Rande deiner Ewigkeit.

Car c'est vraiment, Seigneur, le meilleur témoignage
Que nous puissions donner de notre dignité
Que cet ardent sanglot qui roule d'âge en âge
Et vient mourir au bord de votre éternité!

Noch tiefer hinein in die Unendlichkeit der christlichen Landschaft reicht die Schau des Dichters in dem von George nicht übersetzten großen Gedicht „Das Unvorhergesehene“. Wieder geht die Gewissenerforschung des „Wollüstlings“ voran, „der Tag und Nacht gähnt und jammert und weint“, der „tugendhaft“ sein möchte, aber „erst in einer Stunde“. Die Uhr sagt leise: Er ist reif zur Verdammnis. Und schon erscheint „Einer, den alle gelehnet hatten“ und möchte „stolz und spöttisch“ auf seine Herrschaft pochen, die „mit der allwaltenden Sünde geschaffen ist“. Da aber geschieht „das Unvorhergesehene“: Ganz oben in den Wolken sitzend kündigt die Drommete des Engels denen den Sieg, deren Herz betet: „Gepriesen sei deine Peitsche, o Herr! Gepriesen sei der Schmerz, o Vater! Meine Seele ist in deinen Händen kein eitles Spielzeug und deine Weisheit ist ohne Ende und Grenzen!“

Und welche Hoffnung muß trotz allem Verschlütteten in dieser Dichterbrust noch gelebt haben, wenn er in der Schlußstrophe sagen konnte:

„Der Klang der Drommete so köstlich rinnt,
Wenn des Abends das himmlische Ernten beginnt,
Daß er wie Verzückung all die durchdringt,
Deren Lob sie singt.“

Er spricht aber nicht nur, wie schon aus dem zuletzt angeführten Gedicht hervorgeht, über das Gebet, er wird selbst Welle in dem Meer des Schluchzens, er wird Beter, der nacht- und flimmermüde zum Licht sich wendet, demutvoll zum Vater im Himmel ruft. Denn „Gott müssen wir ewig ins Vertrauen ziehen in dieser Tragödie, in die wir als Held verstrickt sind“.

Dichten und Beten berühren sich dann, wie Bremond es lehrt. Er betet um dichterisches Gelingen, wie der Bauer um ein gutes Wachsen. Denn das Dichten ist ihm nicht weniger eingeboren wie diesem das Säen. Und wie der mittelalterliche Gaukler kann er nur ein Stück seiner Kunst als Opfergabe darbringen.

In einem Prosagedicht „Um ein Uhr morgens“ spricht Baudelaire von dem Beschluß eines Tages:

Der Lärm verhallt, der Blickzwang hört auf, die Versucherin wendet sich ab. Er tritt ein in den Schutz des Hauses; die gnadenvolle Stille der Mitternacht umfängt ihn. Nichts Äußeres wirkt mehr, um so unbarmherziger stachelt ihn aber das Gewissen . . .

Schauerliches Leben! Schreckliche Stadt! Vergegenwärtigen wir uns nochmals das Tagewerk . . .

„Ich habe mich mehrerer schlechten Handlungen gerühmt (warum?), die ich nie begangen habe, und ich habe einige andere Schandtaten geleugnet, die ich mit Freuden vollbracht; ich habe einem Freunde einen leichten Dienst abgeschlagen und einem vollendeten Schurken eine schriftliche Empfehlung gegeben; ach, ist das wohl alles?

Mit allem unzufrieden, unzufrieden mit mir, möchte ich wohl Erlösung und etwas aufrichtende Kraft finden in der Einsamkeit dieses nächtlichen Schweigens. Seelen derer, die ich liebte, Seelen derer, die ich besang, stärkt mich, stützt mich, haltet fern von mir die Lüge und die verderblichen Dünste der Welt.

Und du, mein Herr und Gott! Gewähre mir die Gnade, einige schöne Verse zu machen, die mir beweisen, daß ich nicht der letzte der Menschen bin und daß ich nicht *unter* denen stehe, die ich verachte!“

Im entsprechenden Gedicht zerfällt alles, was hier wirklicher, unmittelbarer Gebetsausdruck ist, ins Umrißlos-Verschwebende:

Ende des Tages.

Unter blassem Lichte schwärmend
tanzt und stürzt ohne Grund
sich das Leben schamlos lärmend . . .
Doch sobald am Himmelsrund

wonnevoll die Nacht sich breitet,
alles — auch der Hunger — ruht.
Alles — auch die Schmach — vergeleitet:
Sagt der Dichter: Nun ists gut.

Gierig flehen meine Glieder
wie mein Geist die Ruhe nieder
von unseligem Traum zerwühlt . . .

Will mich auf den Rücken strecken
eingehüllt in eure Decken —
Finsternisse, die ihr kühlt.

(Übertragen von Stefan George.)

Es ist, als ob der Dichter inmitten der „schamlos lärmenden“ Welt von damals sich scheute, sein Gebetsgeheimnis preiszugeben. Gedichte ähnlichen Charakters sind „Sammlung“, „Mitternächliche Gewissenserforschung“, „Die Abenddämmerung“.

Kehren wir zurück zu den „Kleinen Prosagedichten“. Da findet sich u. a. noch folgende gebetsähnliche Anmutung (XLVII): „Herr, mein Gott! Du, der Schöpfer, du, der Herr; du, der du das Gesetz und die Freiheit geschaffen hast; du, der Herrscher, der geschehen läßt, du, der Richter, der verzeiht; du, der die Fülle der Antriebe und Ursachen kennt und der vielleicht meinem Geist

den Sinn für das Schauervolle eingepflanzt hat, um mein Herz zu bekehren, wie die Gesundheit auf der Spitze einer Klinge stehen kann; Herr, hab Erbarmen, hab Erbarmen mit den Toren und Törrinnen! O Schöpfer der Welt! Kann es Ungeheuer geben in den Augen dessen, der allein weiß, warum sie da sind, wie sie so *geworden sind* und wie sie *nicht so hätten werden können*?" „Züchtige mich nicht in meiner Mutter und züchtige nicht meine Mutter meinewegen. — Ich empfehle dir die Seelen meines Vaters und Mariettas. Gib mir die Kraft, alle Tage ohne Verzug meine Pflicht zu tun und so ein Held und ein Heiliger zu werden“, heißt es in den „Tagebüchern“.

Man stoße sich nicht an den Worten „Held“ und „Heiliger“. Sie sind in diesem Fall wahrhaftig nicht stolz gemeint; es sind keine Namen mehr, mit denen er sich drapiert, sondern Wege, die zum Ziele, zum Frieden führen sollen, Formen des Lebens, die er schon längst als bewährt erkannt, aber nicht auszufüllen vermocht hat. Zu ihnen möchte er seine Zuflucht nehmen, nachdem das jugendlich-übermütige Dandytum als Lebensform seine Unzulänglichkeit erwiesen hat. Seitdem er das Wort geschrieben hat „Meine Demütigungen sind Gottesgnaden“, seitdem er gestanden hat, daß die Angst des „Zu spät vielleicht“ ihn umlauert, seitdem er sich zu der Erkenntnis durchgerungen hat, daß ohne die Gottesliebe alles nur leerer Klang ist, müßte er gegen den Verdacht der Unaufrichtigkeit und der auftrumpfenden Schauspielerei gesichert sein. Soweit er vom „Helden“ und „Heiligen“ entfernt gewesen, soviel Zwiespältiges bis zuletzt in seinen Äußerungen zu Tage getreten sein mag, er war sicherlich aus der Zitadelle des Dandytums aufgebrochen und zu etwas Höherem hin unterwegs.

Aber Baudelaire hat nicht bloß das christliche Gebet gewürdigt und „realisiert“, er hat auch das heidnische Gegen-Gebet, das satanische Unter-Gebet gestaltet. Erinnern wir uns daran, daß der das Christentum umkreisende Nietzsche in Pascal immer wieder sein umrissenes christliches Gegenüber beschwor und von sich absetzte. So ging es auch dem stark visuell, plastisch veranlagten Dichter. Ehe er christlich beten konnte, stellte er das vor sich hin, was er „Gebet eines Heiden“ nannte:

Laß deine Flammen nicht fehlen!
Kühl ist mein Busen wie Schnee.
Wollust, Folter der Seelen.
Diva exaudi me!
Göttin, im Äther verloren.
Feuer im Fundament!
Horch auf das Herz, das erfroren,
eherne Sänge dir nennt.
Wollust, ich bleibe dein Sklave,
ob dein Sirenengesicht
aus Fleisch und Sammt mich besticht
oder ob tödliche Schläfe
mit formlosem Wein du verleihst.
Wollust, du schmiegsamer Geist.

Ähnlichen Sinn haben „Die Litaneien Satans“ mit dem anschließenden „Gebet“.

Bis jetzt war nach *Jacques Crépet* nur eine Stelle in einem Brief an seine Mutter bekannt, und zwar wahrscheinlich aus der Spätzeit — 8. Oktober 1860 —, wo er um ihr Gebet bittet: „Ich bin schrecklich unglücklich und wenn du glaubst, daß ein Gebet etwas ausrichten kann (ich spreche ernsthaft), dann bete für mich, und zwar kräftig, ich habe es nötig.“ Wie echt, wie wesenhaft auf das Heil der Seele und nicht auf äußere Dinge bezogen er das Gebet faßt, beweist eine Stelle aus einem etwas früher geschriebenen Brief an die Mutter: „Deine Idee, wegen meiner Theaterangelegenheiten zu beten, ist sehr komisch; aber alles, was von dir kommt, ist gut.“⁴⁾ Baudelaire hatte einen Jugendfreund *Gustave Levasseur*, mit dem er in den Jahren 1838—1845 viel verkehrt hatte. Dieser war im Gegensatz zu unserem Dichter der Religion seiner Väter treugeblieben und hatte deshalb wohl dem „düsteren Paris“ und seiner Greisenhaftigkeit den Rücken gekehrt. Baudelaire hat ihn eine Zeit lang aus den Augen, aber offenbar nicht aus dem Herzen verloren. Er schreibt ihm in einem jetzt erst veröffentlichten Brief vom 11. Oktober 1854 — also in der Zeit, wo er die für seine Rückkehr zu katholischem Denken so entscheidende Bekanntschaft *Barbey d' Aurevillys* macht — aus Paris: „Mein lieber Freund! Der Zufall will es gestern, daß ich in einem Gasthaus neben einem Unbekannten esse, der mir von Ihnen spricht. Ich höre so selten von Ihnen, daß ich die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen kann, meinen Namen in Erinnerung zu bringen. Ich habe zwanzig Fragen zu stellen, die Sie betreffen. Ich glaube, Sie sind sehr glücklich; beten Sie, daß ich dasselbe von mir sagen kann — und zwar so schnell wie möglich.“⁵⁾

Man spürt, das ist keine Redensart. Dieser ganz spontan geschriebene Brief kommt aus der Tiefe einer abgründigen Seelennot, die nur einen Ausweg kennt, ihn aber nicht zu gehen vermag. Das beweist außerdem, daß ihn, wie „Die Blumen des Bösen“ ja auch vielfältig erkennen lassen, die religiösen Dinge verfolgen und zwar nicht nur als formal nachwirkende Zwangsläufigkeiten des Denkens und Fühlens, sondern als Wirklichkeiten.

„Mir aber Engel! wolle nur Fürbitter sein.

Engel voll Glück und voll Lust und voll Sonnenschein“,

heißt es in dem Gedicht *Réversibilité* (Zuwendbarkeit). George übersetzt „Anheimfall“ und gibt das, was gemeint ist und bei Baudelaire zugrundeliegt, den Glauben an die „Zuwendbarkeit“ der Gebete, Fürbitten, Verdienste innerhalb der *Communio Sanctorum* nur recht undeutlich wieder.

Einer seiner letzten großen Biographen, der Engländer *Enid Starkie*, hat die Skeptiker, die in all dem nur die Wirkung seiner Erkrankung und seines dadurch geschwächten Geistes sehen wollen, auf das hohe Beispiel der rein geistigen Bekehrung des Philosophen *Maine de Biran* hingewiesen. Er hat außerdem auf den von Leid und Todesahnen verfolgten und doch bis zum

⁴⁾ *Lettres inédites à sa mère* (1918), S. 177.

⁵⁾ Mitgeteilt von J. Crépet in *Mercure de France* 15. Nov. 1937, S. 219 ff.

bitteren Ende tapferen Dichter das Wort Pascals angewandt: „All dieses Elend beweist gerade seine Größe. Es ist Elend eines großen Herrn, Elend eines entthronten Königs.“ Zwischen Höhensehnsucht und Tiefendrang, zwischen Gott und Satan hin- und hergezerrt wie wenige, habe er schließlich doch wirklich in der Religion (d. h. im Gebet) Frieden und „die gänzliche, beglückende Entsagung“ gefunden, von der derselbe Pascal in seiner Damaskusnacht gesprochen hat.⁹⁾

JULIUS LOTHAR SCHÜCKING

DER DECHANT VON ST. PATROKLI

EINE SAGE AUS WESTFALEN

Der heilige Albert der Große war der kühnste deutsche Gelehrte des Mittelalters. Seine Zeit verkannte ihn so, daß er im Volk als Zauberer verschrien wurde.

Vor Zeiten lebte in der alten Stadt Soest ein Vorsteher des Domkapitels, der in dem Rufe stand, ein sehr gelehrter Mann zu sein. Jedoch ob schon er diesen Ruf zu Recht genoß, fühlte er ein unbezähmbares Verlangen, von weltlichen und göttlichen Dingen noch mehr zu erfahren, als ihm aus seinen Pergamenten, deren er eine große Zahl besaß, zuteil geworden war. Deshalb beschloß er eines Tages, den weisen Herrn Albertus Magnus aufzusuchen, von dem es hieß, daß er der Magie kundig sei. Er ließ sich ein Roß satteln und machte sich auf die Reise gen Köln. Nachdem er dort bei einem befreundeten Geistlichen abgestiegen war, suchte er an einem Samstag um die Vesperzeit die Wohnung des weisen Meisters auf. „Ich bin der Dechant von St. Patrokli zu Soest“, stellte er sich vor. „Von meiner Gelehrsamkeit werdet Ihr vielleicht gehört haben. Gleichwohl würde ich mich glücklich schätzen, wenn Ihr Euch herbei ließe, mich in der erhabenen Kunst der Magie zu unterweisen. Zweifelt nicht an meiner Dankbarkeit, falls ich das Glück haben sollte, mich Euren Schüler nennen zu dürfen.“

Finster betrachtete Albertus Magnus den Dechanten und antwortete: „Ich habe im Leben mehr Freunde durch Wohltaten verloren als gewonnen. Meine Kunst und mein Unterricht trugen mir viele Versprechungen ein, die niemals gehalten wurden. Aus diesem Grunde ist mirs leid geworden, die Geheimnisse meiner Wissenschaft Undankbaren preiszugeben. Ich bitte Euch, sucht Euch einen anderen Lehrer.“ „Verzeiht“, sprach der Dechant darauf, „Ihr kennt mich nicht.“ Und dann versicherte er in beredten Worten, bis an sein

⁹⁾ Baudelaire (o. J.), S. 425 und 436 ff. Weitere Literatur zu dem Thema: Charles du Bos, *Approximations*. V (1932). Introduction à „Mon Coeur mis à nu de Baudelaire“. S. 17—116. Stanislas Fumet, *Notre Baudelaire*. 1930 P. Guillaïn de Bénouville, *Baudelaire le trop chrétien*. 1936. Wo im Vorstehenden nichts anderes angegeben ist, sind die Prosazitate den „Tagebüchern“ entnommen und zwar der Ausgabe von Ad. van Bever, *Journaux intimes — Fusées, Mon coeur mis à nu* (1920).